

In freier Stunde

„Ferien auf Warjethen“

Roman von Horst Biernath

(13. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Copyright by Knorr & Hirth Verlag G. m. b. H. München 1935

„Sie vielleicht?“ fragte Hans Hellborn etwas überlaut und gereizt. Wendum schüttelte den Kneifer mit einem plötzlichen Ruck ab. Sein gelber faltiger Hals zog sich in die Schultern. Mit den bernsteinhellen, wässerigen Augen, deren wimperlose Lider pergamentdünn und transparent zu sein schienen, als zöge er eine Hornhaut über die Pupille, starrte er blind in Jollis Gesicht.

„Vielleicht . . .“ flüsterte er, „weil sie mich für alt und taub und vertrottelt halten die beiden —“ Er brach jäh ab. „Dreißig Pfennig der Liter Sprit, Hanske,“ kicherte er und fuhr sich mit der Zunge über die blassen Lippen, „solche Zeiten hat's mal gegeben, ja, ja, ja.“

Hans Hellborn drehte sich um.

Tom stand im Zimmer — — —

Kurz darauf kam Brigitte in Staroschs Begleitung. Auch Simone schien sich von ihren Kopfschmerzen erholt zu haben. Das Abendessen wurde aufgetragen. Man tafelte schweigend. Staroschs gute Laune und Gewandtheit halfen über die allgemeine Appetitlosigkeit nicht hinweg.

„Es schmeckt doch, wie?“ fragte Herta immer wieder. „Nun langt doch zu! Mein Himmel, es ist doch alles dran, Salz, Butter, Eier, Gewürze, Petersilie — ich verstehe gar nicht!“ Sie war tief bekümmert; „nicht einmal du, Hans,“ klagte sie ganz fassungslos. „Und auch Herr Linnemann läßt mich im Stich! — Es ist doch alles dran, was dazu gehört.“

Herr Linnemann war auf Toms Wunsch zum Essen geladen worden. Außer Sonntags wurden ihm die Mahlzeiten sonst in die Inspektorenwohnung herübergebracht. Er hatte nicht immer Zeit, sich zu Tisch sein zu machen. Simone gegenüber fühlte er sich sichtlich unbehaglich. Es wäre grotesk gewesen, viermal zuzulangen, wo gegenüber die kleine Frau mit ihren Kinderportionchen kämpfte. Und worüber sollte man auch sprechen? Seine Besorgnisse über die gute Abfertigung der Zuchtsau Dora II waren nun schon zum fünften Male abgeschlagen worden.

„Darf ich Sie bitten, Herr Linnemann, nach dem Essen zu mir heraufzukommen! Wir müssen die Gutsangelegenheiten einmal in Ruhe ordnen.“

„Selbstverständlich, Herr von Hellborn, ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.“

„Eine wundervolle Zeit, die ich in diesem Hause verleben durfte,“ sagte Starosch und hob sein Glas gegen Brigitte. Seine Worte waren nur an sie gerichtet, aber da, wie man so sagt, in diesem Augenblick ein

Engel durch den Raum ging, hörte es sich bei dem fast peinlichen Schweigen der Tischgesellschaft an, als hätte er soeben an sein Glas geklopft, um eine Rede zu halten.

„Das Leben hier, die wundervollen Spaziergänge, — man läßt sich mit neuen Energien auf wie ein Akkumulator . . .“ Starosch brach rasch ab als hätte er erst jetzt gemerkt, daß er den ganzen Tisch unterhielt.

„Was für traurige Worte!“ rief Simone lachend über den Tisch.

„O gnädige Frau, eine Woche lang nehme ich nun bereits die Warjether Gastfreundschaft in Anspruch und in Berlin häufl sich die Arbeit zu Bergen.“ Er deutete die Berge mit einer diskreten Handbewegung an. An seinem schmalen Handgelenk blitzte ein dünnes Ketten auf.

„Sie wollen mich allein lassen?“ schmollte Simone und sah dabei Tom an, mit einem herausfordernden befehlenden Blick. Hans Hellborn hätte darauf schwören mögen, daß ihr kleiner Absatz in diesem Augenblick Toms Fuß traf. Starosch hob beschwörend beide Hände hoch:

„Es ist unverantwortlich von mir, und nur durch die bezaubernde Liebenswürdigkeit, mit der ich hier aufgenommen worden bin, zu entschuldigen, daß ich mich noch immer hier aufhalte. Sie wissen doch, am dritten Tage soll man den Fisch und den Gast hinauswerfen . . .“

„Am dritten Tage stinkt der Fisch und der Gast“, forrigierte Herr Linnemann gewissenhaft das alte Sprichwort. Hans Hellborn warf dem Professor einen bedeutungsvollen Blick zu: Paß auf, alter Herr, jetzt wirst du erleben, wie Musjöh Starosch herausgeschmissen wird, in sehr höflicher diplomatischer Form, aber doch an die Luft befördert!

„Sie bleiben selbstverständlich hier, Starosch! Ganz ohne Widerrede! Nein, da gibt es keinen Protest und keine Ausreden!“

„Zu liebenswürdig, wirklich zu liebenswürdig . . .“

„Um Gottes willen, Hans hat eine Gräte im Hals!“ schrie Herta und sprang auf. „Eine Kartoffel nachessen, schnell eine Kartoffel! So reich doch schon die Schüssel her, Brigitte!“

Hans Hellborn saß mit rotem Gesicht und wie erstarrt vor seinem Teller. Alle sahen ihn erschreckt an. „Daß bitte,“ stammelte er, „es geht schon vorüber —“

„Eine Kartoffel! So groß wie es geht, runterschlucken!“

„Schluck nur, Hanske, schluck nur,“ riet der alte Wendum und erntete mitleidige und empörte Blicke,

weil er dabei vollständig unmotiviert und etwas verblödet kicherte. Auch das noch! Nun ging es auch noch mit dem alten Wendom zu Ende. —

„Laß mich mit den verdammten Kartoffeln zufrieden!“ schrie Jolli unbeherrscht und warf das Mundtuch neben den Teller. Sein Benehmen war im Hinblick auf Hertas gutmütige Bestrebungen geradezu unverständlich und empörend zu nennen.

„Sie entschuldigen, lieber Starosch,“ bat Tom mit überlegener Höflichkeit, als müsse er sich für einen Lakaien entschuldigen, der einem Gast soeben die Suppe über die Knie gegossen hatte. Die Türen flogen in der Richtung, in der Hans Hellborn sich entfernte, geräuschvoll zu. „Mein Bruder hat einige Buschallüren aus Amerika mitgebracht.“

„Prächtig!“ lachte Starosch und hatte dabei wieder Gelegenheit, seine tadellos schneeweißen Zähne zu zeigen. „gerade das gefällt mir an ihm.“

„Ich verstehe nur nicht, worüber er sich dabei so erregen konnte,“ sagte Simone spitz und empört, „Herta hat es doch gut gemeint.“

„Wegen einer Kartoffel,“ klagte Herta mit Klöpfchen in der Stimme.

„Vielleicht trinkt er in solch einem Fall sonst ein Glas Wasser,“ bemerkte Wendom und brach wieder in sein schreckliches, greisenhaftes Medern aus. Herta starrte hilflos auf Jollis Stuhl.

„Erst ißt er nichts, und dann muß er sich auch noch an dem bißchen, was er ißt, verschlucken!“

Tom stand etwas steif auf: „Darf ich dann also bitten, Herr Linnemann, — wenn Sie fertig sind, natürlich . . .!“

„Oh, sofort!“ stotterte Linnemann mit vollem Munde. Er hatte den peinlichen Zwischenfall und die damit verbundene Ablenkung dazu benutzt, sich endlich ordentlich den Teller zu füllen. Auch Simone erhob sich. Sie wollte ein paar Briefe schreiben.

„Und Sie, Fräulein Brigitte,“ fragte Starosch, „darf ich mich Ihnen als Schachspieler oder Literaturfreund empfehlen?“ — Brigitte bekam von Herta einen heimlichen Stoß:

„Natürlich, geh nur, Kindchen — ich werde hier leicht allein fertig.“

Ueber Brigittes Stirn flog eine rasche, zarte Röte . . . „Wenn Sie einen Augenblick warten wollen, Herr Starosch, — ich möchte nur einmal nach meinem Bruder sehen.“

„Sozusagen sehen, was Hans und Gräte machen.“

Herta verstand den Wiß erst nach einiger Zeit, dafür lachte sie dann aber um so herzlicher. „Wie feistreich!“ rief sie bewundernd, und dabei blinzelte sie Brigitte geheimnisvoll zu und faltete, als sie das Zimmer verließ, inbrünstig die Hände.

Brigitte holte sie auf dem Korridor ein: „Laß bitte deine blödsinnigen Rippenstöße und Augenaufschläge!“ sagte sie wütend.

„So ein eleganter, geistreicher Mensch!“ tuschelte Herta begeistert, „es wäre ja so ein unausdentbares Glück, Brigitte, wenn — —!“

„Ein lackierter Affe ist es mit zwei Kilowatt, verstehtst du, links ein Kilowatt, rechts ein Kilowatt — verstehst du?!“

„Nein.“

„Ich auch nicht, aber Hans sagte es mal.“

„Aber trotzdem, Brigittchen, trotzdem!“ flüsterte Herta mit selbstlosen, unerschütterlichen Wünschen für das große Glück. „Ein Mann von Welt!“ sagte sie hin-gegeben.

„Hallo, Hans!“ rief Brigitte in den dunklen Raum hinein und tastete nach dem Schalter. Das Licht flammte trüb auf. Das Zimmer war grau und dick vollgequalmt. Dazu kam noch ein kräftiger Naphtha-

lengeruch, der dem gelben Kleiderschrank entströmte. Ueber dem Sofa, das für eine Person zum Liegen und für zwei zum Sitzen zu klein war, hing eine verbliehene Reproduktion des Zinsgroßchen. Ueber dem Waschtisch, dem Tizian gegenüber, eine Amlandschaft mit neidischen Sennerinnen und einem Himmel aus lauter Himbeerbeere, die als Schießpreis des alten Herrn mit rührender Pietät behandelt wurde.

Hans Hellborn saß auf einem Stuhl vor dem geschlossenen Fenster. „Laß dunkel,“ sagte er, ohne sich umzudrehen. Brigitte hustete:

„Mach wenigstens das Fenster auf, man ersticht hier.“

„Die Erzeugung dieses Rauches hat eine Menge Geld gekostet,“ bemerkte Jolli, ohne sich zu rühren.

„Ich störe dich?“

„Durchaus nicht!“ Es klang aber nicht gerade so, als ob er sie zum Bleiben ermuntern wolle.

„Du warst heute so . . . so merkwürdig,“ sagte sie etwas unsicher. „Was tust du eigentlich hier, Hans?“

„Ich denke über ein Verfahren nach,“ brummte er, „wie man hier den verdammten Naphthalinestank herausbekommt, ohne den Rauch — wie gesagt — du verstehst hoffentlich . . .“

„Entschuldigung!“ Die Tür flog energisch zu, und ihre Schritte verhallten rasch im Korridor.

„Brigitte!“ sagte Jolli nach einer Weile leise in die Dunkelheit hinein, „altes, kleines, liebes Schaf.“ Er schämte sich. Seinen Wunsch, allein zu bleiben, hätte er auch in anderer Form vorbringen können. Schon Herta gegenüber hatte er sich wie ein Knecht betragen, — aber zum Teufel, was soll man machen, wenn einem die Galle ins Blut läuft. Er stand auf und tappte durch den Raum. Stieß sich an der Tischkante die Hüfte. Und fand schließlich das Sofa.

Starosch wartete in der Diele. Sein scharf modellierter Kopf saß auf den Schultern wie eine antike Bronze. Die matte Beleuchtung ließ den warmen, bräunlichen Ton seiner Haut noch dunkler erscheinen.

„Nun, Fräulein Brigitte, wie geht's dem Patienten?“

„Danke, ausgezeichnet.“

Starosch bot ihr aus einem flachen, dunkelblauen Saffianetui eine Zigarette an. „Ich muß Ihnen gestehen,“ sagte er mit einem lebenswürdigen Lächeln, während er die Figuren ordnete, „die Einladung Ihres Bruders war für mich eine sehr freudige Ueberraschung.“ Seine weiche, angenehme Stimme färbte sich um einen Grad dunkler: „Ich habe mich in der kurzen Zeit in Ihr Warjethen verliebt — wirklich — in das Landleben. Ich beginne seine Reize zu entdecken. Wollen Sie glauben, daß ich mit dem Gedanken spiele, mir für meine alten Tage — die ich bisher bei melancholischem Cellospiel zu beschließen gedachte — daß ich mir gerade solch einen Ruhefiß wie Warjethen zulegen möchte? Romisch? — Aber doch — ein altes Haus, warme gemüthliche Möbel, eine Erholung von Stahl und Glas und Lineal . . .“

„Ich verstehe Sie nicht. — Ihr buntes Leben, die bunten Anregungen, Länder, Städte, Menschen — und hier Einsörmigkeit, Tage, die sich gleichen wie Ziegelsteine — man legt sie nebeneinander, aufeinander, und sie werden überhaupt nicht alle. — Aber es ist ja immer so, daß man das beneidenswert findet, was man nicht hat.“

Er sah sie mit ungläubigem Erstaunen an und vergaß geschickt, das Brett weiter auszubauen.

Brigitte lehnte sich zurück. Sie verschränkte die Hände hinter dem Kopf und blickte über Starosch hinweg in die Höhe. Das Licht spielte kupferne Reflexe in ihr Haar. —

„Wissen Sie, daß ich bisher in meinem Leben noch nicht über die Weichsel hinausgekommen bin?“ Ihr Blick verlor sich im Raum. — „Alle diese Namen, was für geheimnisvolle Schönheiten sich hinter ihnen verbergen — Abazzia — Côte d'Azur — Granada — hören Sie nur.“

„Sie werden Ihnen nicht halten, was Sie sich von ihnen versprechen,“ sagte Starosch leise, fast behutsam. „Besitzen Sie nicht Parfümflakons mit sehr wohlklingenden Aufschriften? Und wenn Sie ihren Duft einatmen, dann sind es die alten Nelken- und Veilchen- und Fliedergerüche?“

„Ich weiß nicht . . .“

„Sind Sie nicht zu erwartungsvoll?“

„Raum,“ sagte sie mit einem kleinen Lächeln und ließ die Arme sinken; „kaum, da diese Erwartungen nicht Gefahr laufen, enttäuscht zu werden. Einfach, weil ich ja doch nicht herauskomme. — Also beginnen wir!“

„Es eilt nicht damit. Schach ist von Leuten erfunden worden, die sich nichts mehr zu sagen hatten. Von Königen und ihren Ministern — — in der alten guten Zeit, als es noch keine Pflastersteine gab.“

Er stellte das Brett beiseite. Brigitte sah an Michael Starosch vorbei. — In ihren Augen spiegelte sich noch eine Vorstellung von seinem bronzenen Oval, ein Schimmern seines glänzenden, tiefdunklen Haares. „Weshalb vertrau' ich ihm mich an?“ dachte sie. „Weshalb erzähle ich ihm diese Dinge, über die ich sonst mit niemandem spreche, kaum mit Herta, selten mit Hilde. Ich kenne ihn kaum.“ — Hertas heimliche Anspielungen klangen plötzlich in ihr auf. Sie wagte nicht, weiter zu denken. Sie sah hilflos nach dem Schachbrett, dessen Figuren umgestürzt auf den Feldern lagen.

„Aber warum denn nicht?“ fragte er zart. Sie schrak auf, — es war fast, als stände seine Frage mit

ihren Gedanken in einem innerlichen Zusammenhang. — „Was hindert Sie, Ihren Wünschen zu folgen?“

In seiner Stimme war so viel Wärme und lebenswürdige Anteilnahme, daß ihr Mißtrauen rasch verstummte. — Dieser kühle Spieler des Lebens besaß einen Charme, ein Fingerspitzengefühl für die echten Töne, eine Schule durch Frauen, daß er mit einem Blick oder einer Färbung der Stimme im gegebenen Moment jeden Widerstand brach.

„Bleiben Sie lieber beim Cellospiel, Herr Starosch — Sie wissen doch, beim melancholischen, auf Ihre alten Tage — und es hat wenigstens die eine Ähnlichkeit mit der Landwirtschaft, es ist genau so unrentabel.“

„Verzeihen Sie,“ er beugte sich leicht vor, „aber wenn das Ihr Hauptargument ist, müßte es Ihnen doch eine Leichtigkeit sein, durch Ihren Bruder oder Ihre Schwägerin hinauszukommen.“

„Ach, nicht so,“ unterbrach sie ihn, „Bergnügungsreisen des Reisens wegen . . . nein, ich müßte einen Beruf haben, irgendwelche Pflichten, verstehen Sie, Leben! wie sich das so versteht — nicht ganz ohne Aufgaben.“

„Sekretärin, Journalistin . . .?“

„Ja, so etwas.“

„Und weshalb nicht?“

„Ja, man wartet gerade auf mich!“ —

„Immer wartet irgendwo ein Mensch auf den andern,“ sagte er ernst und unpathetisch. „Weshalb melden Sie sich nicht?“

„Feigheit vielleicht — Mangel an Selbstvertrauen, was weiß ich.“ — Starosch zog das Schachbrett heran. Er richtete einen Springer auf und führte ihn nachdenklich.
(Fortsetzung folgt.)

Mutter Lewes

Von R. Hofer.

Der berühmte Spezialarzt trixelte etwas auf ein Blatt Papier und hörte kaum, was die alte Frau in der altmodischen Kleidung noch redete. Ein besinnliches Lächeln flog schattengleich über sein kühles, beherrschtes Gesicht. „So,“ sagte er dann freundlich und reichte ihr das Rezept. „das lassen Sie sich dann in der Apotheke geben und im übrigen dürfen Sie ganz beruhigt sein . . .! Es sind wirklich nur die unvermeidlichen Beschwerden des Alters, die Ihnen ein wenig zu schaffen machen. Sie erfreuen sich einer Gesundheit, die bei Ihren Jahren geradezu erstaunlich ist. Wenn es auf das Herz ankommt, können Sie gut und gern hundert Jahre alt werden . . .!“

„Nun ja, Herr Doktor,“ sagte Frau Lewes mit heiterer Ergebenheit, „es kommt ja nicht nur auf das Herz an, sondern auch auf den Herrgott, der am besten weiß, wann es Zeit ist für jeden von uns . . .“ —

Als Mutter Lewes wieder auf der lärmenden Straße stand, fühlte sie sich inmitten des lärmenden und geschäftigen Verkehrs, der um diese Stunde besonders lebhaft war, fast so frei und geborgen wie daheim in ihrem Dorfe . . . — Nur langsam kam sie im Strome des Verkehrs vorwärts und wo sie eine Straßentkreuzung zu überqueren hatte, tat sie es mit der ein wenig überängstlichen Vorsicht, die ihr angesichts der Zeitungsberichte über die vielen Unfälle und Verkehrsunglücke geboten erschien. Dennoch hatte sie das bedrückende Gefühl völliger Hilflosigkeit, mit dem sie vorher das unentwirrbar scheinende Durcheinander der Wagen und Straßenbahn betrachtet hatte, fast ganz verloren.

Sie warf einen Blick auf das Zifferblatt der riesigen

Uhr, die hoch über dem Gewimmel der Straße hing und freute sich, daß sie sich keineswegs zu beeilen brauchte, um rechtzeitig an der Haltestelle des Autobusses zu sein, mit dem sie zurückfahren mußte. Von irgendwo klang das gleichmäßige, dumpfe Besperläuten einer Kirchenglocke durch den Lärm. Es klang fast genau so, wie man in der heimatischen Dorfkirche zu Begräbnissen läutete . . . — An einem Geschäftshause las sie in großen Buchstaben das Wort „Sarglager“ und wunderte sich, daß niemand stehen blieb um dieses Wort nachdenklich zu lesen. Und plötzlich wünschte sie sich weit fort aus dieser Unruhe und dieser geräuschvollen Fremdheit ringsum. Die Furcht, den Zeitpunkt der Abfahrt zu versäumen, beschleunigte ihren Schritt. Man erwartete sie daheim und würde sich Sorge machen, wenn sie länger blieb. Man wartete auf das Ergebnis der ärztlichen Untersuchung und das Abendbrot mußte noch gerichtet werden.

Plötzlich aber blieb sie stehen und sah ungläubig zur anderen Straßenseite hinüber. Der Herr, der dort drüben ging, konnte nur Ludwig Lewes sein. Es war der helle Mantel und der dunkelgraue Hut, den ihr Sohn bei seinem letzten Besuch getragen hatte. Und es war der ihm eigene, etwas schlenkernde Gang, an dem sie ihn aus Tausenden heraus erkannt hätte . . .

Sie hatte in diesem Augenblick seligen Erschreckens keinen Gedanken dafür, wie seltsam und zufällig diese Begegnung schien. Wie unerklärlich es war, daß ihr Sohn, der in einer kleinen Stadt, die wohl mehrere hundert Kilometer entfernt lag, als Lehrer wirkte, so unvermutet ihren Weg kreuzte. Und das eben in dem Augenblick, als sie in Gedan-

len die Worte erwogen hatte, die sie ihm hatte schreiben wollen! Alle ihre Gedanken verloren sich an die Vorstellung seines freudig überraschten Gesichtes. Wie würde er erstaunen, mitten im Gedränge fremder, gleichgültiger Menschen ihr vertrautes Gesicht zu sehen. Und dann erst die große Neugier, die sie für ihn hatte ...! Hundert Jahre, hatte der Arzt gesagt ...

Hastig trippelnden Schrittes überschritt sie die Straße, unbekümmert um die vorübergehenden Autos und die klingelnden Straßenbahnwagen. Ehe der Schuhmann sie erreicht hatte um sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie an dieser Stelle nicht über die Straße gehen dürfe, war sie bereits drüben und blickte nach ihrem Sohn aus. Der war inzwischen schon fast an der nächsten Ecke angekommen. Ganz deutlich sah sie den hellen Mantel leuchten. Wenn er nur nicht um die Ecke bog. Nein, er ging geradeaus, aber so schnell daß sie kaum hoffen durfte, ihn einzuholen. Sicher war er auf dem Wege nach Hause, zu ihr! Was hätte ihn sonst hierher führen können? Aber es wäre so schön, wenn sie sich hier träfen und zusammen heimfahren könnten! Gab es denn nicht etwas wie Ahnungen, mußte er nicht fühlen, wie nahe sie ihm war? Ohne sich umzusehen, schritt er weiter ...

Mutter Lewes spürte eine zitternde Schwäche in ihren Füßen. Ihr Herz klopfte und das Atmen wurde beschwerlicher, aber sie war ihm doch näher gekommen. Wie sie ihn da in einiger Entfernung vor sich gehen sah, fiel ihr ein, daß er als Knabe aus dem tiefsten Schlummer aufgewacht war, wenn sie das Zimmer betrat, in dem er schlief. Und jetzt ging er dahin, den Kopf ein wenig zurückgeworfen, wie es seine Art war und blieb nicht stehen, weil eine leise, innere Unruhe ihn zwang, stehen zu bleiben? ... — In diesem Augenblick geschah etwas, was ihre Gedanken völlig verwirrte. Der, dem sie folgte, hatte mit einer ungeduldrigen Armbewegung ein kleines Mädchen, das auf dem Bürgersteig stand und ihm im Wege war, zur Seite gestoßen.

Betroffen blieb sie einen Augenblick stehen. Das würde Ludwig auch in der höchsten Eile nicht tun ...! So ein Kinderrart, wie er war ...! Vielleicht hatte eine Ähnlichkeit sie getäuscht und sie folgte einem fremden, unbekanntem Menschen ... Aber konnte es eine solche Ähnlichkeit geben und konnte ihr Gefühl sie so irreführen?

Da bemerkte sie, daß der Herr stehen blieb, zögerte und in ein Geschäft trat.

„Nun werde ich Gewißheit bekommen!“, dachte sie und fühlte den geheimen Wunsch, es möchte nicht Ludwig sein.

In der Auslage des Geschäftes waren Damenhüte ausgestellt. Große elegante Hüte mit bunten, glitzernden Verzierungen. In einem Spiegel erblickte sie ihr Gesicht und den einfachen schwarzen Hut, den Ludwig ihr geschenkt hatte.

Nach einer Weile trat der Herr im hellen Mantel aus der Tür des Geschäftes und streifte die alte Frau, die ihn so auffällig musterte, mit einem hochmütigen Blick ...

Mutter Lewes fuhr nicht mit dem Autobus zurück, den sie hätte nehmen müssen, um zur verabredeten Zeit wieder zu Hause zu sein. Dafür war es zu spät geworden. Statt dessen benutzte sie die Eisenbahn.

Am Morgen las sie in der Zeitung, daß der Wagen, mit dem sie hatte fahren wollen, vermutlich infolge Versagens der Steuerung, verunglückt und eine hohe Böschung hinabgestürzt sei. Schaffner und Fahrer seien schwer verletzt. Zufällig habe sich auf diesem Teil der Strecke kein Fahrgast im Wagen befunden ...

Wie die Wolberschdorfer Kröp'e belamen

Ein Siebenbürgener Schwank,
erzählt von Johann Gottschid.

Das ist eine ganz komische Geschichte. Die Wolberschdorfer behaupteten natürlich, es sei überhaupt keine Geschichte, sondern eine Lüge; andere wieder behaupten, es sei doch etwas dran, denn allein vom Wasser bekomme man keinen Kropf, obgleich das mal in den „Landwirtschaftlichen Blättern“ geschrieben stand. Schließlich aber mußten es doch die besser wissen, die in jener Zeit lebten, als bei den Wolberschdorfern die Kröp'e aufsaugten. Lügen haben ja kurze Beine und werden nicht

durch Jahrzehnte oder Jahrhunderte vom Großvater auf den Enkel weitergetragen.

Die Gemeinde Treppen ist bekannt wegen ihrer schönen Zwiebeln. Auf dem Rösner Wochenmarkt kauft die tüchtige Hausfrau dieses für eine sächsische Küche unentbehrliche Gemüse am liebsten von Treppigern, denn sie weiß, es sind die besten im ganzen Lande, genau so, wie dies von den Bindauer Nespeln und den Petersdorfer Musfeln gilt.

Vor vielen, vielen Jahren nun hatte die Gemeinde Treppen einen jungen tüchtigen Pfarrer. Tüchtig war er nicht nur auf der Kanzel; auch auf dem Felde ging er den Leuten mit gutem Beispiel voran. Er hatte das schönste Getreide im Dorf, und Zwiebeln waren in seinem Garten zu finden — nicht einmal der Graf hatte schönere! Was Wunder, daß da der Neid die Grenze zwischen mein und dein verwischte?

Aber nichts konnte den Pfarrer mehr ärgern, als wenn er sehen mußte, wie jeden Morgen in seinem Garten zwei Reihen Zwiebeln weniger standen als am vergangenen Abend. Wer getraute sich da, ihm, dem Pfarrer, Zwiebeln zu nehmen? Es war unerhört, das durfte er sich als Seelsorger nicht bieten lassen!

Zigeuner allein waren es sicher nicht, die hielt der Respekt doch weit genug ab vom priesterlichen Eigentum. Die vergrißen sich lieber an weniger frommem Gut. Es mußten hier Christen auf dem Pfade der Untugend wandeln, überlegte sich der Pfarrer. Und er schwor sich, den Räuber zu stellen.

Am nächsten Sonntag sagte er zu seiner Frau, wenn sie mit zur Kirche komme, werde sie den Mörder ihres Zwiebelbeetes zu sehen bekommen; denn er, der Pfarrer, trage des Himmels Gewißheit in sich, daß er heute von der hohen Kanzel aus den Täter unter den Gemeindegliedern erkennen werde. Die Frau war von dem vertrauten Verhältnis zwischen dem Himmel und ihrem Gemahl überzeugt und setzte sich in die vorderste Reihe knapp vor die Kanzel, um ihrem Herrn in dem Augenblick der großen Erleuchtung möglichst nahe zu sein.

Der Pfarrer bestieg die Kanzel, ernst und würdig. Und er erhob die Stimme; fest und sicher zielten seine Worte kristallklar legte er das fünfte Gebot aus. Es war eine rednerische Leistung, als er gleich auf den Sündenfall übergriff und davon die Gottlosigkeit der Menschen ableitete, als er auf die ihm angetane Gemeinheit zu sprechen kam und den Täter an die Raube des Herrn erinnerte, die ihn verfolgen werde bis ins zehnte, hunderte, ja tausendste Glied. Und wie Gott den Täter vor seinen Getreuen kennzeichnen werde, so wolle er, der Pfarrer, ihn jetzt vor allen Anwesenden kennzeichnen und ihm die Sündhaft begehrt Zwiebel an den Kopf werfen. Der Pfarrer erhob plötzlich die Hand mit der Zwiebel und erwartete, der Täter werde erschreckt zusammenzuden, aber — da war schon die ganze Gemeinde mit dem Kopf unter der Bank! Der Pfarrer stand da mit offenem Munde mit erhobener Hand, die Zwiebel entfiel ihm und fiel — auf den Hals seiner Frau, die vor ihm mit andächtig aufgeschlagenen Augen sah. Und an dem Halse der ehrwürdigen Frau ist die Zwiebel haften geblieben ihr Leben lang, als wäre sie angewachsen.

Nachdem sich die Bauern einige Zeitlang von dem ersten Schreck erholt hatten, begann alles über den Pfarrer und seine Frau mit der Zwiebel am Halse zu lachen. Aber der geistliche Herr ist Tag und Nacht in seiner Stube auf und ab gegangen und hat sich über das Wunder nicht klar werden können. Bis nach einem halben Jahr eine Tochter auf dem Pfarrhofe das Licht der Welt erblickte und als nach abermals einem Jahr sich an ihrem Halse eine Verdickung zeigte, da war der Pfarrer noch nicht klüger geworden. Je mehr man in der Gemeinde über die ehrwürdige Frau mit dem Zwiebel und die Tochter mit dem „Stuppswiebel“ gelaßt, desto mehr hat es den ehrwürdigen Herrn und seine Ehefrau verdrossen. Seine schönen Zwiebelbeete sind ihm verleidet gewesen, und er hat sich fortgewünscht aus dieser Gegend, weit fort, wo ihn niemand kannte.

Darum hat sich der Treppiger Pfarrer auch in die Wahl gegeben, als die Wolberschdorfer einen neuen Seelsorger brauchten, und er freute sich sehr, als er gewählt wurde. In Wolberschdorf hat ihm seine tugendhafte Ehefrau noch sechs Töchter geschenkt, letzter keinen Sohn. Aber allen Töchtern ist am Halse ein Knoten gewachsen, der um das fünfzehnte Lebensjahr die Größe einer Zwiebel erreichte. Da jedoch kein Städter eine Frau mit einem Kropf nehmen wollte, mußten alle Pfarrerstöchter Bauern aus dem Dorfe heiraten. Und es gelang ihnen auch, die Reichsten zu kriegen. Aber — o Wunder! — sämtliche Pfarrerentel hatte wieder Kröp'e, ebenso die Arentel, und so ist dies Zeichen bis in unsere Zeit in Wolberschdorf ein Merkmal des Wohlstandes geworden, erinnert es doch, je größer, desto mehr, an ein Geschenk des Himmels, die Zwiebel. Wie in andern Gemeinden am dicksten Rauch, erkennt man in Wolberschdorf den Grafen am dicksten Kropf!

Der Wolberschdorfer Pfarrer hat aber erst als Urvater des Rätfels Lösung erraten: seine Sünde mit dem Mißbrauch der Gnade und Gabe Gottes und die Strafe in Form der verprochenen Raube bis ins hundertste Glied.